



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

directe Quelle, etwa auf eine Handschrift oder auf die Aufführung selbst stützen, daß sie vielmehr reine Conjecturen des Correctors sind, so wäre damit noch nicht bewiesen, daß dies für alle Fälle gilt. Möglicherweise hat der Corrector theils nach dem Gedächtniß, theils auch nach seiner Vermuthung verfahren, und schon um seines Alters willen verdient er eine ernstliche Beachtung, auch wenn wir ihn nicht als Autorität gelten lassen können.

Diese Ansichten ließen sich nur im einzelnen begründen, und das würde uns hier zu weit führen. Jeder Verehrer des großen Dichters in Deutschland, der ihn in der Ursprache zu lesen pflegt, muß die kleine Schrift von Delius studiren; aber er wird sich auch der unmittelbaren Kenntnißnahme der Collierschen Schrift nicht entziehen können, und da diese von einer sehr ermüdenden Weiterschweifigkeit ist, so sind deutsche Auszüge ein sehr zweckmäßiges Unternehmen. Herr Frese, der lediglich darauf ausgeht, uns die Emendationen möglichst kurz und übersichtlich mitzutheilen und dessen Schrift in dieser Beziehung sehr zweckmäßig eingerichtet ist, möge sich also von der Fortsetzung durch Hrn. Delius nicht abhalten lassen. — Auch das zweite von den Büchern, welches wir anführen, ist mit löblichem Fleiß gearbeitet. Der Verfasser ist nicht bei Collier stehen geblieben, sondern er hat seine eigenen Ansichten über jeden einzelnen Punkt mitgetheilt; nur ist es unzuweckmäßig, daß er dabei die deutsche Uebersetzung zu Grunde gelegt hat, da auf diese die Emendationen wol nur eine sehr geringe Einwirkung haben werden. Eine englische Gesamtausgabe Shakespeares für Deutschland, die uns den gesammten kritischen Apparat so gedrängt als möglich mittheilt, steht noch zu erwarten.

Correspondenz.

Aus Berlin, 23. Juli. Die ministerielle Partei, wenn man mit diesem Namen eine Gesamtheit von Individuen bezeichnen darf, die in dem patriotischen Hochgefühl unsrer eigenthümlichen Zustände mit jedem Cabinet durch dick und dünn gehen würden, hat sich bekantlich von den extremen Bundesgenossen zur Rechten erst nach der Dlmüger Capitulation getrennt, als es galt, die Früchte des Sieges zu theilen. Bis zum November 1850 waren die Geheimräthe in den Bureaux und die Junker in ihren grundsteuerfreien verpfändeten und zum Theil tief verschuldeten Gütern über Weg und Ziel einverstanden. Seit Dlmüg und dem Bruch mit der constitutionellen zahmen Revolution suchte sich das Beamtenthum im Besitz zu erhalten, that freundlich mit dem fürs erste unschädlich gemachten Liberalismus und hatte es gern, wenn man seine Sache mit den gemäßigten Erwartungen der freiheitsbedürftigen Mittelklasse identifisirte. Dlmüg aber ist der Ausgang der zur conservativen Popularität gelangten Bureaukraten,

ihr Rechtstitel, ihre beste Waffenthat, durch die sie zu staatsrettenden Rittern — die Rettung der Gesellschaft war noch nicht erfunden — geschlagen wurden. Man würde sehr irren, wollte man bei den Novembermännern den Wunsch voraussetzen, das was damals geschehen mit der europäischen Lage, mit der Staatsraison und ähnlichen geläufigen Gründen zu entschuldigen. Sie sind stolz darauf und haben nichts dawider, wenn das damalige Friedenswerk gelegentlich von den an der Hippokrene der geheimen Fonds begeisterten Poeten besungen wird. Die stark verbreiteten Localblätter brachten während der letzten Tage mit solchen dankerfüllten Strophen die Verdienste des Brotgebers um die Beseitigung der schwarzrothgoldenen Elemente wieder einmal in Erinnerung. So enthielt die „Voss. Zeit.“ vom 20. ein spaltenlanges Gedicht, das dem Publicum ins Gedächtniß rief, wie es damals, im glorreichen November 1850, ausgesehen. Alle Welt wollte den Krieg: nur ein Mann stand wie ein Fels im Meere. Der Refrain geht so: Und Manteuffel will den Frieden! — Die Absicht ist gut, die Verse dagegen herzlich schlecht. Was ist z. B. mit diesen anzufangen:

Er bewahrte Preußens Größe
Vor des Falles Möglichkeiten!

Sollte sich in Berlin für Geld und gute Worte in der That nichts Erträglicheres aufreiben lassen?

Nicht minder beunruhigend ist die Frage, was mit dieser verspäteten Lobhudelei, für die bei der Abwesenheit des seiner Brunnenkur in Schlessen obliegenden Ministerpräsidenten gar keine Veranlassung gegeben scheint, grade jetzt bezweckt werden soll? Die Diplomatie ist freilich drauf und dran, Stambul in ein europäisches Olmütz zu verwandeln und das von dem Dichter Don Juans verewigte Niesengrab am Bosphorus in eine Stätte von Bronzell *). Aber viel Ruhmens und Singens wird schwerlich dabei sein. Und was geht es Preußen an? Hat es deswegen mit Recht oder Unrecht bei dem ganzen Handel seine Hände reingehalten, um in dem letzten Augenblick ein Stück von der so schwer verdaulichen Unverantwortlichkeit zu fordern? Seine Neutralität hatte nur Sinn, wenn sie die Entscheidung abwartete, um für die Verträge mindestens mit ernstem Protest und mit Wahrung der eignen Ehre einzutreten. Nichts thun, aufs Land gehen, den Einwirkungen rechts und links ausweichen, um hinterher als officieller Protocollführer seine beglaubigende Unterschrift unter irgend ein fait accompli zu setzen, das wäre eine Politik, die den Bestimmten nicht unerwartet käme, die aber doch sicherlich nicht schon vorher besungen zu werden verdiente.

Manche Symptome deuten leider darauf hin, daß der augenblickliche Widerstand gegen die russischen maßlosen Präntensionen schon der üblichen Sorge um das Wohl-

*) T'is a grand sight from off the Giant's Grave
To watch the progress of those rolling seas
Between the Bosphorus, as they lash and lave
Europe and Asia, you being quite at ease

Wenn der Zar alle seine Wünsche durchsetzt, wird man dort von den „Peitschen“ wol noch mehr zu hören bekommen und Europa wie Asien hätten es dreifach verdient! Nur das quite at ease dürfte dann, außer dem Herrn Gesandten in Konstantinopel, überall nicht mehr viel zu verspüren sein.

gefallen jeder Macht, sie trete im Osten oder Westen auf, Platz zu machen beginnt. Die Verwarnung der Blätter, etwas säuberlicher mit Rußland umzugehen, die ich erst in einigen Wochen erwartete, ist richtig schon jetzt erfolgt. „Nat.-Zeit.“, „Volkszeitung“ und „Voss. Zeit.“ (Sie lesen richtig, die „Voss. Zeit.“ hat in dieser Krisis ganz gut mitgefeuert) haben in diesen Tagen einen höflichen, nachsichtigen, aber doch auch nicht mißzuverstehenden Fingerzeig über ihre ruffenfeindlichen Artikel und Notizen erhalten. Die Wirkung dieses übrigens nicht russischer, sondern Pariser Censur entlehnten Avertissements war schon im Laufe der Woche deutlich zu merken. Man sagte uns doch, die Kreuzzeitung wäre infolge ihrer russischen Tendenz verwarnt worden? Die Sache verhielt sich anders. Die „kleinen Lombards“ konnte man ihr natürlich nicht hingehen lassen, aber mit der Verwarnung in Sachen der auswärtigen Politik hatte es, wie wir gleich vermuthet, seine umgekehrte Bewandniß.

Die Lethargie der N. Pr. Z. nimmt andererseits ihren gewöhnlichen Verlauf. Nachdem der Rücktritt der gesammten Redaction feierlich verkündet worden, werden jetzt alle diejenigen von ihr verhöhnt, die die Sache für Ernst gehalten haben. Das „Pr. Wochenblatt“ hat heute einen sehr offenherzigen Artikel über das verunglückte Manöver und spricht die Vermuthung aus, das Blatt habe wol nur in dieser Weise dem Desaveu der eigenen Partei in der von ihrem Organ während der russischen Krisis eingehaltene Linie aus dem Wege gehen wollen. Wahrscheinlich geschieht aber der Partei mit dieser Annahme mehr Ehre als sie verdient und man thut am besten, die ganze Angelegenheit, deren persönliche Wendung jedes politische Interesse verloren hat, sich selbst zu überlassen.

Nur noch eins. Am wenigsten hängt die sogenannte Ministerkrisis mit der angebotenen Demission der Kreuzzeitung zusammen. Es gehört die ganze stupide Neuigkeits-hungrige Klatschsucht der Correspondenten, die ganze märchenhafte Leichtgläubigkeit eines gewissen Publicums dazu, um das Gegentheil zu behaupten und als baare Münze hinzunehmen. Die Minister sind in den Bädern oder auf Reisen, Herr Duehl studirt in Paris den Mechanismus der öffentlichen Preßanstalten, die Kreuzzeitung findet es bequemer, eine Zeitlang keine Leitartikel zu schreiben — woher könnte da wol die Krisis ihren Stoff nehmen? Es wird damit gewöhnlich einigen Ministern das unnöthige Compliment gemacht, daß sich das Land um ihr Portefeuille besorgt zeige und wenn das oben citirte heroisch-komische Gedicht wirklich von einem talentvollen Mitgliede des literarischen Cabinets herrührt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Verbreitung der Krisis-Gerüchte denjenigen seiner Collegen aufgetragen ward, die poetisch minder begabt scheinen. Jedem das seine. Daß hinterdrein auch unabhängige Federn von den Geschichten afficirt werden, darf nicht Wunder nehmen. Darauf ward grade von den Erfindern gerechnet.

Aus Paris. (22. Juli.) Die orientalische Angelegenheit beschäftigt uns, weil sie im öffentlichen Interesse noch kein stellvertretendes Aequivalent gefunden. Wir erwarten mit Sehnsucht den Messias, der uns aus der russischen Knechtschaft befreit, Alles soll uns willkommen sein und wäre es auch nur die Eroberung Pekings durch Lien-te's Obergeneral dem Friedensfürsten Tai-ping-wang. Das muß man gestehen, dieser Urchinese versteht es besser, im Interesse des Friedens zu wirthschaften, als

Cobden u. Comp. Er hält keine Speeches, er sucht der modernen Civilisation, dem nationalen Wesen seines Landes eine mögliche Grundlage, weil von Aufrechterhaltung des Friedens ohne diese in keinem Lande die Rede sein kann. Irgend etwas dieser Art brauchten wir jetzt in Paris, denn daß auf die orientalische Frage nicht mehr zu zählen sei, das fühlt jedermann. Auch ist uns das ewige Wiederkaufen derselben Nachrichten und derselben Betrachtungen nachgrade zuviel geworden. An den Krieg glaubt niemand, und die wenigen Kriegspropheten, die noch übrig sind, wissen nun keinen andern Grund mehr anzuführen, als daß der Kaiser von Rußland selbst es aufs äußerste treiben werde, das heißt Krieg machen, selbst wenn ihm der Westen alles gestattet, was er verlangen und wünschen kann. Hier in Frankreich wird nun mehr denn je alles geschehen, was geeignet sein muß, die Kriegseventualitäten zu verringern. Die Ernte ist sehr gefährdet und seitdem das schlechte Wetter uns neuerdings heimgesucht, ist es beinahe gewiß, daß wir einem Mißjahre entgegensehen. So sprechen sich die Berichte aus den meisten Provinzen und die raisonnirenden Berichte der vorzüglichsten unserer Agriculturzeitschriften aus. Unter solchen Verhältnissen wäre die Unterbrechung unserer Verbindungen mit Rußland eine so große Noth, daß die Regierung alles aufbieten wird, den Frieden zu erhalten. Der Moniteur hat schon eine Maßregel veröffentlicht, welche die Einfuhr aus England nach Frankreich erleichtert, und man kann überhaupt sagen, daß der Kaiser jetzt vorzüglich durch zwei Gegenstände absorbiert sei: der vorausichtlichen Noth möglichst abzuhelpfen, und die Armee für den diesmal noch entgangenen Kriegsrühm zu entschädigen. Sehr energische Maßregeln sind zu erwarten. Die Einfuhrzölle auf Getreide werden aufgehoben und die öffentlichen Handelsgesellschaften, die vom Staate Nutzen ziehen, sollen veranlaßt werden, Getreidevorräthe aufzukaufen, um so den Kornwucherern entgegenzuarbeiten. Es sind verschiedene Pläne dem Kaiser vorgelegt worden, doch hat er sich bisher noch nicht entschieden. Für die Armee hat Napoleon III. seine eigene Ansicht, es muß aber gestanden werden, daß trotz des Eigensinnes, mit welcher S. M. auf einer einmal gefaßten Lieblingsidee zu beharren pflegen, diesmal der weise Rath der Minister am Ende doch siegen werde. Der Kaiser will nichts Geringeres, als der gesammten Armee Weißbrod zu essen zu geben. Die Minister haben gegen diese kostspielige *captatio benevolentiae* eingewendet, daß es unpassend sei, in dem Augenblicke, wo der größte Theil Frankreichs froh sein müsse, wenn nur Brod da sei, gleichviel, ob weißes oder schwarzes, zum Besten der Armee ein so ungeheures Privilegium auszusprechen. Diese Maßregel, fahren sie fort, sei auch sonst nicht zweckmäßig, weil der Gefallen, den man den Soldaten dadurch erweist, lange den Schaden nicht ersetzt, den man dem Schatze zufügt und auch nicht die Folgen für die Zukunft der Armee selbst aufwiegt. Der Soldat, der vom Pfluge oder aus dem Acker zur Armee kommt, ist von Kindheit an gewohnt, Schwarzbrod zu essen und man würde ihm nun bloß eine Gewohnheit aneignen, die ihn später, wenn er einmal aus der Armee ausgetreten, unglücklich machen müßte. Der Kaiser wußte gegen seine Gewohnheit auf alles zu antworten und bestand darauf, daß das Studium dieser Frage sofort in Angriff genommen werde, was denn auch geschieht. Aus diesem Bestreben, die Armee zu gewinnen, geht deutlich genug hervor, wie der Kaiser es selbst fühle, daß er noch einige Zeit zu warten habe, ehe er den dreieckigen Hut seines Dinkels auf den Kopf

drücken darf. Sonst sind wir hier fortwährend von neuen Sagen und Commentären der letzten Attentate heimgesucht. Alle Berichte kommen darin überein, daß die geheimen Gesellschaften bedeutende Fortschritte gemacht haben. Diese sollen soweit gehen, die Verbreitung der verschiedenen geheimen Vereine so groß sein, daß die Polizei den Kaiser von seiner beabsichtigten Reise nach den Pyrenäen zurückzuhalten sucht. Sie behauptet, daß sie nicht genug Leute aufstreifen könne, um für die gewünschte Sicherheit einzustehen zu können. Die subversive Thätigkeit der Feinde der Regierung sei zu groß, als daß man jetzt, wo man diesem Treiben kaum erst auf die Spur gekommen, schon für das ganze Land genug wirksame Maßregeln hätte treffen können. Auch wird die Reise des Kaisers nach den eaux brunes unterbleiben. Ich glaube aber nicht wegen der angeblichen Furcht der Polizei. Diese scheint mir sehr übertrieben zu werden und ich glaube überdies, Louis Napoleon ist nicht der Mann, sich durch solche Rücksichten abhalten zu lassen. Was die Reise verhindert, das ist der Gesundheitszustand der Kaiserin. Dieselbe ist nicht, wie einige Correspondenten berichtet haben, wieder guter Hoffnung, sondern im Gegentheile leidet sie fortwährend an starken Blutverlusten. Man hat ihr den Besuch der eaux brunes untersagt, und Dr. Rayer, einer der vorzüglichsten Aerzte von Paris, den sie consultirte, widerrieth ihr die Reise nach den Pyrenäen und schlug vielmehr den Gebrauch der Seebäder vor. Auch der Accoucheur der Kaiserin, Dr. Dubois, ist der Ansicht des erstgenannten und so ist es wahrscheinlich, daß die Kaiserin nach Dieppe sich begeben werde. Dasselbst wird schon die Königin Christine erwartet, welche nach Frankreich gekommen, um eine oder beide Töchter an den Mann zu bringen. Vor der Hand hat sie ihr Auge auf den präsumptiven Thronfolger Frankreichs geworfen, allein ohne jede Hoffnung. Napoleon Bonaparte wird in keinem Falle auf diese Absichten eingehen.

Vater und Sohn sind einverstanden, und beide sind aus diesem Grunde bisher jeder Einladung ausgewichen und haben es mit einer gewissen Ostentation vermieden, der Königin auch nur einen Besuch abzustatten. Napoleon Bonaparte sucht allerdings eine Braut, allein er will so wählen, wie sein Vater dem Kaiser zu wählen gerathen. Er will eine Französin heirathen, womöglich eine Waise, die kein Vermögen, aber auch keine Verwandten hat. Die Tochter eines bekannten Offiziers, kurz irgend ein populärer Name würde ihm besonders zusagen. Aus dieser Absicht des Prinzen, wie man sie ihm hier allgemein zuschreibt, können Sie urtheilen, daß Napoleon Bonaparte auch seinerseits nichts versäumen werde, was ihm im gegebenen Momente zur Volksthümlichkeit verhelfen könnte. Ich glaube überhaupt, daß dieser Mann bisher sehr unterschätzt worden, denn aus mehren seiner Aeußerungen, Ansichten und auch Handlungen konnte ich entnehmen, daß der Prinz ungewöhnliche Geistesgaben besitze. In der officiellen Welt hat er sehr wenige Freunde bisher, er kann seine Verachtung des Senats und seinen Haß gegen den Klerus nicht genug verbergen. Man macht dem kaiserlichen Prinzen natürlich Complimente und zeigt ihm eine seidne Toga, er weiß es aber sehr gut, daß er keine Freunde unter der hohen Dienerschaft habe und er scheint sich nicht viel darum zu kümmern. Ich glaube aber, man thut ihm zuviel Ehre an, wenn man ihn für einen Jacobiner verschreit. Er mag wol dem Principe nach die Republik als vernunftgemäß betrachten, er wird aber seine Krone kaum auf den Altar

des Vaterlandes niederlegen und sein Kaiserthum vielmehr ganz ernst nehmen. Wenn er je dazu kommt, so mag man ebenfalls auf ein energisches Regime ohne Kammer gefaßt sein. Wenn Frankreich auch wol Freiheit unter ihm hätte, von einem Parlamente will er ebensowenig wissen, als sein Freund Emil de Girardin. Soll der Prinz Napoleon aber Hoffnung haben, dann darf der gegenwärtige Kaiser nicht gewaltsamer Weise ums Leben kommen, denn in diesem Falle würden vielleicht die Minister und Senatoren die Orleansisten zurückrufen, wenn sie nicht durch eine siegreiche Revolution daran verhindert würden. Je länger aber das gegenwärtige Regime dauert und je länger der Kaiser im Besitze seiner Krone bleibt, um so möglicher scheint mir die Republik. Wir haben uns von unsern Betrachtungen hinreißen lassen und haben sogar übersehen, daß wir noch eine junge schöne Kaiserin besitzen, die wol auch ein Wörtchen mit darein zu reden hätte. Doch ist es leicht zu errathen, warum wir von dieser naheliegenden Eventualität abgesehen haben.

Von der Zukunft wieder zur Gegenwart zurückkehrend, wollen wir Ihnen eine Geschichte erzählen, die man sich hier in die Ohren raunt, für deren Genauigkeit mir aber gebürgt worden, ohne daß ich jedoch dieselbe Bürgschaft Ihnen gegenüber zu übernehmen wagte. Ich hatte Ihnen, glaube ich, schon von der wahrscheinlichen Unterdrückung des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts gesprochen. Dies ist kein Geheimniß und alle Welt weiß davon, die Späßen erzählen auf dem Dache und Herr de la Guernonnière, der salbungsvolle Publicist, bereitet sich schon zu seinem neuen Amte eines Großmeisters der Pariser Universität vor. Was ich Ihnen erzählen wollte, ist die eigentliche Veranlassung der beabsichtigten Veränderung oder, wie man sich hier ausdrückt, *le fin mot* dieser Geschichte.

Bei der Facultät der Medicin von Montpellier war die Stelle eines Professors leer geworden und Herr Fortoul bestimmte diese für einen Vetter von sich, der im südlichen Frankreich in irgend einer Cantonalstadt praktischer Arzt ist. Herr Fortoul schrieb zu diesem Behufe an den Decan der Universität von Montpellier und erklärte ihm, daß er gesonnen sei, die leer gewordene Professur dem erwähnten Arzte zu ertheilen, wie er seit dem zweiten December dazu das Recht habe, auch wenn sein Schützling nicht als Candidat vorgeschlagen würde. Da der Minister aber gern den Candidaten der Facultät diese Beschämung ersparen und er denselben nichts Unangenehmes anthun wollte, so benachrichtigte er sie von vornherein, hoffend, daß sich sein Protégé unter den Candidaten befinden werde. Der Decan berief die Mitglieder der Facultät zusammen und diese schlossen den ministeriellen Candidaten einstimmig aus, indem sie zwei andere vorschlugen. Die Facultät könne sich nicht zwingen lassen und am wenigsten könne sie zu einer solchen Wahl ihre Hand hergeben. Der Decan schickte die beiden Candidaten nebst einem Auszuge des Protocolls an den Minister. Dieser schrieb sogleich wieder und verlangte nochmals, daß man von der vorgeschlagenen Candidatur zurückkomme. Der Decan wagte es, gar nicht mehr die Facultät einzuberufen und er half sich dadurch, daß er sämtliche Actenstücke an Herrn Dubois schickte und um dessen Beistand bat. Herr Dubois sprach der Kaiserin davon und diese dem Kaiser. Napoleon ließ sich die Actenstücke zeigen und versprach Dubois, die Facultät von Montpellier in Schutz zu nehmen. Er begab sich in den Ministerrath, und als die Minister ihre Arbeiten zur Unterzeich-

nung vorlegten, brachte Herr Fortoul unter anderm auch die Ernennung seines Cousins zur Professur von Montpellier vor. „Sie sind wol einverstanden mit der Facultät von Montpellier?“ fragte ihn der Kaiser ganz gleichgiltig. Jawol, Sire, war die Antwort. „Der Ernannte befindet sich unter den Candidaten?“ Zu Ew. Majestät Diensten. Eh bien vous, vous m'en répondez! rief der Kaiser erzürnt aus, indem er das bewußte Actenstück auf den Boden warf und aus dem Saale hinausging. Die Collegen des Herrn Fortoul umgaben diesen theilnehmend, indem sie ihm ihren Schmerz ausdrückten, einen so lieben Kollegen verlieren zu müssen. Hierauf bemerkte Hr. Fortoul, ich wüßte nicht, daß mir Se. Maj. zugemuthet hätten, mein Portefeuille abzugeben und ich bleibe Ihr College, solange ich keinen Befehl hierzu habe. Das Unterrichtsministerium soll nun unterdrückt werden, damit man auf diese Weise von Fortoul befreit werde. Persigny und Fould arbeiten beide beim Kaiser auf Durchführung dieser Maßregel hin, weil beide froh sind, ein Mitglied im Ministerium weniger zu zählen. Beide wollen es soweit bringen, allen Einfluß unter sich zu vertheilen. St. Arnaud, der an einem Magenkrebse leidet, wird Gesundheit halber austreten und Fortoul wegen Mangel eines Ministeriums. Der Senat kann also auf ein neues Mitglied gefaßt sein. Doch werden diese Veränderungen erst stattfinden, wenn es mit der orientalischen Frage ganz alle geworden.

Nus Spanien. Seit der letzten theilweisen Cabinetsveränderung sind die Dinge in derselben unerquicklichen Schwebel wie bisher geblieben; eine Politik, wie sie, seit Bravo Murillo mit seinen anticonstitutionellen Gelüsten hervortrat, also seit bald zwei Jahren in Spanien geführt wird, geht nicht allein stets am Abhang der gefahrvollsten Eventualitäten, sie hemmt auch die materielle Entwicklung des Landes und lähmt die so dringend nöthigen, energischen Maßregeln zur Ordnung des Staatshaushaltes. Die Hoffnungen, die sich an die Entfernung der Königin-Mutter knüpften, die vor ein paar Wochen mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Nanzares, nach Paris gereist ist, haben sich gleichfalls nicht erfüllt. Das Ministerium hat über keine der wichtigen Fragen, die seit Monaten der Erledigung harren, und deren Vertagung die Fortdauer eines verfassungswidrigen Zustandes ist, entschieden; noch viel weniger ist eine nahe Aussicht vorhanden, daß die constitutionelle Opposition das Ruder des Staates ergreifen werde, das einzige Mittel, die öffentliche Ruhe zu sichern und die Geschäfte der Verwaltung mit Nachdruck und Erfolg zu führen. Marie Christine hält sich indeß in Frankreich auf ihrem Landsitze Malmaison auf, tauscht Complimente und Höflichkeiten mit dem Kaiser der Franzosen aus, der dem ihr so nahe verwandten Fürstenhaus der Orleans, ja ihrem eigenen Schwiegersohn! dem Herzog von Montpensier, den größten Theil seines Vermögens genommen hat, und wird nächstens, wie es heißt, seltamerweise zum Besuche nach Claremont gehen. Es ist zu befürchten, daß sie in kurzem wieder in Spanien zurück sein dürfte. — Der neue Finanzminister Herr Luis Pastor hat für 300 Millionen Schakbons zur Deckung der schwebenden Schuld ausgegeben, um dadurch einige Ersparniß an der jetzt den Staat sehr drückenden Verzinsung dieser Summe zu erzielen, welche 10 Pct. beträgt, während für die Bons nur 6 Pct. entrichtet werden. Da sie aber bis zum ersten Quartal des kommenden Jahres in

verschiedenen Terminen eingelöst werden sollen, so ist nicht abzusehn, welche dauernde Hilfe das Ministerium sich dadurch schaffen will, falls es bis dahin nicht die Cortes einberuft und von diesen eine Anleihe bewilligt erhält. Die schwebende Schuld, welche dem jetzigen Finanzminister, wie seinen beiden Vorgängern Bermudez de Castro und Florente, so viele Sorge macht, ist zum größten Theil eine Erbschaft, die Bravo Murillo dem Staate vermacht hat. Als Narvaez zurücktrat, betrug sie 100 Millionen Realen. Bravo Murillo, dessen Finanzwirthschaft eine Zeitlang höchlich gepriesen wurde, brachte sie in weniger als 2 Jahren auf mehr als 300 Millionen Realen, zu welchem Belauf sie noch gegenwärtig — genau 327 Millionen Realen oder fast 22,000,000 Thaler — besteht. Es scheint unmöglich, sie anders, als durch eine Anleihe, die sie auf die allgemeine consolidirte Staatsschuld überträgt, zu tilgen.

Der Staatsrath, der unter dem Einflusse Martinez de la Rosas eine sehr lobenswerthe, verfassungstreue Haltung beobachtet, hat unter anderm kürzlich entschieden, daß der ehemalige Gouverneur von Saragossa, Simon de la Roda, wegen gesetzwidriger Beeinträchtigung der Wahlfreiheit bei den letzten Corteswahlen zur Verantwortung gezogen werden solle. Inwiefern die Regierung dem frühern Beschluß des Staatsraths, der alle Eisenbahnconcessionen an die Cortes verweist, Folge geben wird, steht bis jetzt dahin. Da das betreffende Departement, das des Handels und der öffentlichen Arbeiten, jetzt in den Händen Moyanos, des vor kurzem so stürmischen Oppositionsabgeordneten ist, so würde eine Infraction der Rechte der Cortes diesen Mann, der sich durch seinen Eintritt in das Cabinet schon nicht wenig compromittirt hat, mit unauslöschlicher Schande bedecken. — Antonio de los Rios Rosas, der von Murillo aus dem Staatsrath entfernt, kürzlich wieder rehabilitirt wurde, hat von neuem seine Entlassung eingereicht, die nach einiger Zögerung angenommen wurde. Der Rücktritt dieses entschlossenen Politikers, der der liberalen Nuance der moderirten Opposition angehört, beweist, daß zwischen dieser und dem Cabinet Versundi noch keine Verständigung eingetreten ist. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die constitutionellen Moderados den theils unfähigen, theils zweideutigen Händen der jetzigen Minister jemals die Vertretung ihrer Politik anvertrauen sollten. — Herr Florente hat nun doch den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel angenommen und ist bereits dahin abgegangen, wo übrigens keine diplomatischen Vorbeeren seiner harren dürften. — Erwähnenswerth ist, daß vor kurzem die Eisenbahn, die Madrid mit Aranjuez verbindet, von letzterem Orte weiter bis Tembleque, auf der Straße nach Andalusien, eröffnet wurde, sodas von der Spanischen Hauptstadt aus jetzt eine Bahnstrecke von ungefähr 12 deutschen Meilen sich erstreckt, ein zwar noch geringer, unter den obwaltenden Verhältnissen aber immerhin beachtenswerther Anfang.

W o c h e n b e r i c h t.

Musik. — Ferdinand Hiller ist in Köln eingetroffen und wird seinen bleibenden Aufenthalt daselbst nehmen. —

Sophie Cruvelli wird die nächste Saison nicht in Paris singen, da sie ein glänzendes Engagement in Madrid angenommen hat; die Gage beträgt für acht Monate 150,000 Fr.